

Eine Komödie des Lebens von Rudolf Herzog.

„Mein lieber Baron“, sagte die schöne Frau und lehnte sich in ihren Armessel zurück, „ich langweile mich.“

„Ergebensten Dank, Gräfin.“ Der Freiherr verbeugte sich. „Mit Komplimenten werde ich gerade nicht verwehrt.“

Die Gräfin drückte den Fächer gegen den Mund und markierte ein leichtes Gähnen.

„Was wollen Sie? — Komplimente, immer Komplimente! Fühlen Sie denn nicht, daß das auf die Dauer entsetzlich fade wird?“

„Es kommt darauf an, aus welchem Munde sie stammen und an welche Adresse sie gerichtet sind.“

Die Dame lächelte. Es lag etwas von Ironie um den geschwungenen Mund.

„Ach, Sie meinen, etwa — als Masturbation inneren Empfindens. Laute Worte mit leisem Sinn.“

„Wie Sie mich verstehen, theuerste Gräfin...“

„Nein!“ sagte sie kurz und erhob sich. „Ich verstehe Sie ganz und gar nicht. Und ich glaube, darin werden wir uns nie verstehen. Sehen Sie, wie es mich in der ersten Zeit meiner Ehe mit dem verstorbenen Grafen zuweilen packte, mitten aus dem Glanz meines Salons und dem Komfort meines Boudoirs heraus barfuß über die Wiesen zu rennen oder mich im frisch gemähten Heu zu wälzen — aber, mein Gott, was machen Sie denn für ein Gesicht?“

„Sie irren, Gräfin. Ich bin ganz Ohr.“

„Nun, so packt es mich jetzt, wo ich mich längst in der Gesellschaft acclimatistirt haben sollte, oft mit unwiderstehlicher Sehnsucht, einmal wieder echt Deutsch zu sprechen, echt Deutsch, auch Deutsch antworten zu hören. Und dabei sind wir doch in Deutschland.“

„Schon, gnädige Frau!“

„Sport?“ wiederholte sie gedehnt und sah ihn schief an. „Nein, nein, besser Baron, mein Vater hatte als hiesiger Schiffszimmermann weder Zeit noch Gewohnheit, Sport zu treiben.“

„Er biß sich auf die Lippen. Die Werbung, die die Unterhaltung genommen hatte, war ihm peinlich. Dazu in dieser Umgebung, dem eleganten Luxus einer jungen, schönen Frau, deren alternder Gatte vor wenig Jahren so aufmerksam gewesen war, ihr mit seinem Segen eine schuldenfreie Million zu hinterlassen.“

„Meine sehr verehrte Frau“, entgegnete er dann verbindlich und zog mit der behandschubten Linde die Schnurbartspitzen hoch, „das ist, wie mit allem, was Erinnerung heißt. In der Beleuchtung gesehen, erscheint uns Talmi wie Gold. Gewiß, auch ich möchte das nicht missen. Aber glauben Sie mir, Gräfin, ganz abgesehen von dem Namen, den Sie heute tragen, Sie würden sich nirgendwo anders mehr wirklich wohl fühlen, als in Ihrer jetzigen Sphäre.“

„Sie sehen dabei als selbstverständlich voraus“, erwiderte die junge Frau und ließ den Blick durch's Fenster schweifen, als nähme sie nur noch halb an der Unterhaltung teil, „daß man sich überhaupt hier wohl fühlt. Natürlich, für Sie, der Sie das Leben nur als conventionellen Begriff kennen, muß das ja auch ganz selbstverständlich sein.“

„Gräfin“, sagte der Baron hastig und trat näher an sie heran, „soll ich aus den Worten eine Ablehnung für mich herauslesen?“

Sie wandte sich halb erstaunt um. „Eine Ablehnung?“

„Sie wissen, wie ich Sie verehere.“

„Danke für die gute Meinung“, erwiderte sie lachend. „Ich hatte, ehrlich gestanden, auch nie Gelegenheit, daran zu zweifeln.“

„Sie verpöten mich?“

„Aber keineswegs, lieber Freund. Nur, und sie wurde ernst, „nur eins. Betrachten Sie die Sachlage mit klarem Auge. Als ich den Grafen heirathete, war ich ein junges Ding. Mein ganzer Reichtum war meine Jugend. Er selbst hatte eine unabhängige Stellung, ein großes Vermögen und — sagen wir es gerade heraus — ein bereits so weit vorgeführtes Alter, daß die Gesellschaft über die kleine Dummheit oder Extravaganz, die er an seinem Lebensabend mit dieser Heirath beging, mit einem milden Lächeln aufstirte. Und ich? Was jag ich daraus? Ein äußeres Wollen, Befriedigung sämtlicher Wünsche, äußerliche Rangeshöhung, überhaupt alles, was auf die Neugierlichkeit Bezug hat. Vom Standpunkt Ihrer Welt aus konnte ich dem Himmel nicht genug dafür danken. Denn Sie würden wohl kaum den Versuch, den ich dafür leistete, verstanden haben. Aber ich“, fuhr sie erregt fort, „ich lernte ihn gar bald verstehen. Ich habe mir das Leben und besonders das in der Ehe ganz anders gedacht. Trotz der Pracht um mich herum fand ich nicht, was ich suchte. Ich bin

aus dem Volk — aber so schrecken Sie bei diesem Wort doch nicht immer zusammen! — und deshalb trage ich ganz andere, ursprüngliche Begriffe in die Ehe hinein. Ich muß mit meinem Manne eins sein, muß mit ihm fühlen, jubeln und weinen können, muß seine vertraueste Freundin und seine einzige Geliebte sein, ja, das ist es, Liebe, Liebe muß ich haben, fast soviel, wie ich selbst zu geben vermag. Keine Sonntagsverehrung in einem goldenen Tempel, nein, Liebe, mitten aus der gemeinsamen Arbeit heraus. Darin besteht das Geheimniß der Zufriedenheit, die der größte Theil unseres Volkes in seinem nicht immer beneidenswerthen Loos findet.“

„Gräfin“, sagte der Freiherr und ergriß ihre Hand, „alles das, ich schwöre es Ihnen, sollen Sie bei mir finden.“

Sie überflog mit einem Blick seine elegante Gestalt in der tadellosen Kleidung. Sie sah die weißen Hände mit den großen Brillanten, die gepflegten, langzugestutzten Nägel und — lächelte.

„Ja, mein lieber Freund“, nickte sie und unterdrückte mit Mühe einen satirischen Zug, „arbeiten würden wir wohl müssen. Denn es wird Ihnen nicht unbekannt sein, welsch'seltensame Bestimmung der Graf mit der egoistischen Liebe des Greises in sein Testament gesetzt hat.“

„Bestimmung? —?“ verzogte der Freiherr, und mechanisch gab er die frühere Haltung wiederfindend, beeilte er sich, verbindlich hinzuzufügen: „Was hätten wohl die Bestimmungen des Testaments mit unserer augenblicklichen Unterhaltung zu thun?“

„Sie gehören dazu“, beharrte sie mit freudlichem Munde. „Sie müssen doch wissen, mit wem Sie es zu thun haben.“

„Mit der schönsten und elegantesten Frau der Welt.“

„Die Eleganz zum Beispiel würde sich recht bald auf ein Minimum zu beschränken haben, da mir mein verstorbener Gemahl für den Fall einer Wiederverheirathung nur ein kleines Legat ausgelegt hat, wohinacaen das Vermögen an die Linie zurückfällt.“

Der Freiherr starrte sie fassungslos an.

„Aber das ist ja — das ist ja — kannibalisch“, pläzte er endlich heraus. „Bitte“, lächelte sie, sprechen Sie sich nur aus.“

Und plötzlich begann auch der Freiherr zu lachen laut, sprudelnd, als ob er den töstlichsten Witz vernommen hätte; er lachte, bis ihm die Augen tränten.

„Gnädigste“, schluchzte er, „Sie sind superb. Was Sie nicht alles erkennen, und Ihren ergebensten Diener auf die Probe zu stellen! Aber erinnen Sie in Ihrem reizenden, kapriziösen Köpfchen nur weiter — es nützt nichts, es nützt wahrhaftig nichts.“

„Herr Baron, ich bin vollkommen ernst.“

„Nein, nein, nein“, wehrte er ab. „Ich sehe schon, ich bin heute zur unredlichen Stunde gekommen. Sie haben heute Ihren Scherztag. Nicht das Heiligste ist vor Ihnen sicher. Ich werde wiederkommen, Gräfin, ich werde wiederkommen — hoffentlich zu einer glücklicheren Stunde.“

Und noch immer lachend, küßte er ihr die Hand und nahm Umlauf.

Auf der StraÙe setzte er mit einem Ruck den Hut fest und vergrub die Hände in den Paletotfalten.

„Donnerwetter“, murmelte er, „das hätte ein böser Feinfall werden können. Rein Geld — aber dafür noch anspruchsvolle Liebe, hababa, und — Arbeit.“ Es überließ ihn ordentlich kalt. Heilig Kreuz, da war er mit Knapper Roth einer elend schlaffen Falle entgangen. Ordentlich eingebeißt hatte sie ihm schon, das Teufelsweib. Na, und nun? —

Mit einem Male blieb er stehen und sah nach der Uhr.

„Hm“, machte er, und ein freudiger Strahl glänzte aus seinen Augen, „das ist ein Gedanke. Heirathen wird sie, das steht fest. Bald sogar schon, das fühlt man. Das Vermögen fällt demnach an den Grafen Ernst, der eine Tochter besitzt. Zwar nicht mehr ganz jung und ganz schön — aber — hm, desto schneller wird sie „ja“ sagen. Ich komme übrigens noch gerade recht zur Besichtigung.“

Damit rief er einen Wagen heran und rollte, im Coupe sorgfältig seinen Schnurrbart bürtend, in bester Laune dem Ziele entgegen.

Die schöne Frau hatte sich nach seinem Weggange wieder dem Fenster zugewandt und den Besucher in derselben Minute vergessen.

Träumte sie? — Ober woher kam er plötzlich, dieser weiche Ausdruck, der mit einem Male aus ihrem Antlitz lag und die ganze Gestalt in Weichheit einzuhüllen schien? Ihr Mundwinkel zuckte leis, und die lange, dunkle Wimper zitterte eigenthümlich über dem großen, braunen Auge. War es Trauer um die Vergangenheit? War es Hoffnung auf die Zukunft?

Nein, sie träumte nicht. Denn jetzt bog sie sich etwas vor und sah scharf

die gegenüberliegende Häuserreihe hinab, bis zu dem letzten Gebäude. Sie konnte es deutlich erkennen, und nun sah sie, wie in einem Zimmer der höchsten Etage ein Licht aufleuchtete. „Er macht Feierabend“, sprach sie vor sich hin, „er hat sein Tageslicht beendet. Ob ich einmal bei ihm nach dem Rechten sehe?“

Die letzten Worte dachte sie mehr, als sie sie aussprach, und doch fühlte sie, wie ihr heiße Röthe in die Wangen stieg. Da trat sie vom Fenster zurück. Aber noch wenig Augenblicke hatte sie ihr Zimmermädchen benachrichtigt, daß sie noch einen kurzen Ausgang vor habe, und befand sich im Freien. Ohne anzuhalten schritt sie die dümmrige Straße entlang, betrat das still daliegende Haus und die Etage. Sie klopfte an eine Thür, und da sie glaubte, eine Stimme vernommen zu haben, drückte sie auf die Klingel und stand auf der Schwelle.

Das große Gemach war nur mäßig erleuchtet. Es war kalt hier oben, denn in dem eisernen Ofen tanzten nur noch wenige Fränkchen. Aber der Besitzer des Zimmers schien das nicht zu verspüren. Er saß auf einem Drehschemel vor einer großen Staffelei und starrte auf ein Bild. Es stellte eine Marine dar. Ein waderes Schiff erkämpfte sich durch Sturmsee hindurch den Weg in den Hafen. Grün-schwarze Wogen ledten gierig den Quappriet hinauf, und eine schaum-weiße Sturzwelle segte über Ded.

Die späte Besucherin stand hinter dem Maler und legte ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Bravo, Meister, vor Nacht hat der Segler Ankergrund.“

„Das Bild ist fertig“, sagte sie langsam, ohne die Augen von der Leinwand abzuwenden. „Ein gutes, ein mutiges Bild. Ich kann Ihnen kaum aussprechen, wie ich mich freue, es bald mein zu nennen. Sie wissen doch, ich gehöre durch meinen Vater auch etwas der See an.“

Er fand keine Antwort und sah sie nur immer an.

Da wandte sie sich nach ihm um und reichte ihm die Hand. „Ich gratulire Ihnen.“

Er behielt ihre Hand in der seinen und sentte seine klaren Augen traurig in die ihren.

„Eigentlich müßte ich mich nun über Ihren Glückwunsch freuen, Frau Gräfin“, begann er, „das ist wohl so die Sitte. Aber ich kann es nicht.“

„Hun Sie es“, sagte sie innig. „Sie geben mir in dem Bilde meine alte Heimath wieder und den starken Rath, trotz der heulenden See um mich her, trotz in den Hafen einzulaufen, der für mich den rechten Ankergrund hat.“

„Mit dem Bilde“, begann der Maler von Neuem, „werde ich Sie verlieren. Denn nun sehe ich keinen Grund mehr, weshalb Sie meine Werkstatt besuchen sollten.“

Er stuzte und sann nach. Jetzt erst fielen ihm die Worte auf, die sie gesprochen hatte. Und einen Schritt zurücktretend, und seine männliche Figur mit Gewalt aufrichtend, fuhr er fort: „Aberdenn, wenn ich Sie recht verstanden habe, Frau Gräfin, so — so — wird wohl bald die Reihe an mir sein. Ihnen Glück wünschen zu müssen. Ich — ich nahm an — verzeihen Sie die Inbetrachtung — daß Sie mit dem Hasen eine neue Ehe —“

Sie lachte ihm in das wettergebräunte Gesicht.

„Bin ich Ihnen vielleicht schon zu alt oder zu häßlich dazu? — Uebrigens“, und sie schauerte leicht zusammen, „es ist kalt hier.“

Er kief zum Ofen und stocherte darin umher.

„Aus!“ sagte er trostlos und blickte in die verglimmende Asche.

„So schüren wir das Feuer wieder an. Wo haben Sie Holz?“

„Aber Frau Gräfin wollen doch nicht selbst?“

„Warum denn nicht? Ich will mich frühzeitig wieder daran gewöhnen. Zu Hause habe ich es als kleines Mädchen auch gemußt.“

Sie tauerte neben dem Ofen nieder, im Begriff, Holzspähne aufzuschichten.

„Wenn ich eine neue Ehe, die Ehe, von der wir vorher sprachen, Meister, eingese, so verliere ich laut Testamentsbeschluss mein Vermögen. Also wird dies nicht die einzige Arbeit sein, die ich in meinem Leben noch zu verrichten habe.“

„Aber keine niedrige Arbeit“, stieß er rauh hervor und hielt ihr Armgeleht fest, um ihr ihr Thun zu verwehren.

„Wenn zwei Menschen sich mutterseelen allein befinden, giebt es keine niedrige Arbeit. Statt mich zu hindern, sollten Sie mir lieber helfen. Dann ist es gleich gethan.“

Stumm tauerte er sich neben sie hin und fachte die Fränkchen an, während sie die Holzspähnen einzeln in die kleine Gluth warf. Jetzt schlug die Flamme daran empor, das Feuer brannte. Die beiden Menschen aber hockten noch neben dem Ofen auf einem kleinen Bänkehen.

„Wann“, murmelte er endlich, „wann gebeten Frau Gräfin denn —“

„Zu heirathen?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Mein Auserwählter scheint sich darüber noch nicht recht klar zu sein.“

Der Maler spürte plötzlich, wie ihm ein rasender Schmerz durch den Körper zuckte. Eine unerklärliche Angst hatte ihn bei den letzten hingeworfenen Worten erfaßt.

„Wie ist das nur möglich“, stieß er hervor, „wie ist das nur möglich?“

„Würden Sie es anders machen, Meister?“

Er stieß die Feuerzange in die Kohlen, daß die Funken sprühten.

„Frau Gräfin —“ er rang fast nach Athem — „es ist — es ist nicht edel, mich zu fragen. Das — das paßt überhaupt nicht zu Ihrer Güte und — und —“ er brach ab.

„Lieber Meister“, fragte sie und zwang sich zum scherzhaften Ton, obwohl ihre Brust mochte, „Sie thun ja fast so, als hätten Sie eine unglückliche Liebe zu mir gefaßt.“

„Gräfin!“ stöhnte er. „Ist es wahr? Ja oder nein?“

„Ja!“ schrie er auf, „ja und zehntausendmal ja!“ Er strich sich die Haare aus der Stirn. „Jetzt — jetzt haben Sie wohl Ihren Willen.“

„Gewiß“, sagte sie zitternd und doch so weiblich-schelmisch, „um die Liebeserklärung tamst Du mir nicht herum. So etwas will eine Frau immer zuerst hören.“

Er war aufgesprungen — wild, als ginge ihm der Scherz zu weit — und nun lag er vor ihr auf den Knien und preßte sein Gesicht in ihren Schooß.

Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Mit Dir in die Stürme hinaus und mit gemeinamer Kraft immer wieder in den Hafen. Zeig mir, wie schön das Leben ist!“

Da stand er vor ihr, mit kühnen, lachenden Augen und breiter, stürmender Brust und hielt ihr die Arme entgegen, als wollte er sie an Bord seines Schiffes heben. Sie aber warf sich hinein, ohne Bangen vor den Wogen des Lebensmeeres.

Die entführte Türkin.

Aus Athen wird berichtet: Im Hafen von Piräus spielte sich jüngst eine interessante Scene ab. Die Tochter des unlängst in Konstantinopel ermordeten Zeti Bey hatte sich durch einen reichen jungen Griechen entführen lassen, der sie nach Griechenland brachte, um sie nach erfolgter Taufe zu heirathen. Die Flucht des jungen Mädchens war aber bald entdeckt und ein Detektiv mit der Verfolgung beauftragt worden. Dieser wußte auch das junge Paar auf einem Dampfer in Piräus ausfindig zu machen. Den Flüchtlingen gelang es aber mit Hilfe von Freunden, sofort auf eine Barke zu entkommen, die nun ebenfalls dem Lande zustrebte. Der Detektiv nahm ebenfalls ein Boot und versprach den Schiffen zehnfachen Lohn, wenn sie das Paar in der Barke einholten, was auch bald der Fall war. Da riefen die Schiffer auf der Barke der Flüchtlinge ihren Kameraden auf der Barke des Detektivs zu: „Das ist eine Türkin, die sich taufen lassen will! Wollt Ihr sie den Türken zurück bringen? Das würde wie ein Zauberwort, die Schiffer, die sonst wegen 10 Lepta zum Messer greifen, ließen die Ruder sinken, und weder Versprechungen noch Drohungen des Detektivs konnten sie veranlassen, auch nur einen Rubersschlag zu thun. — Das Liebespärdchen aber war inzwischen glücklich gelandet.“

Deutsche Schilervorstellung in Brasilien.

In Blumenau, der Hauptstadt der geistig rührigen deutschen Kolonie im brasilianischen Staate Santa Catarina, veranstaltete der Deutsche Schilerverein für Santa Catarina eine Schilervorstellung von Schillers „Räubern“. Aus allen Orten der Kolonie strömten die kleinen Gäste, 531 Jungen und Mädchen, zu der Vorstellung, die für sie ein großes Fest war. Ein wie starkes Interesse bei den Deutschen Santa Catarinas für die Vorstellung bestand, geht daraus hervor, daß sie zum Theil Wege von 45 Kilometer bis zur nächsten Bahnstation und von dort noch 70 Kilometer bis Blumenau zurücklegen mußten. Die Aufführung, die von der Truppe der Deutschen Schauspielsellschaft für Südamerika (Blum und Vefina) veranstaltet wurde, war dem Verständniß der Urwaldkinder entsprechend gekürzt worden.

Für Weib und Kind.

Ein Herr aus Halle traf 1870 einen verwundenen Landwehrmann, der in schwerer Verwundung den Kopf hängen ließ. Auf die Frage nach dem Grunde seiner Betrübnis erzählte ihm der Soldat, daß er sich zwar aus der Wunde nicht viel mache, daß aber seine Familie daheim nothleiden müsse, weil die ihr zugesagte Unterstützung bisher ausgeblieben sei. Darauf bewirkte der Herr den Landwehrmann reichlich und schenkte ihm 50 Thaler, denen seine Frau noch 10 hinzufügte. Hocherfreut rief der Landwehrmann aus: „Hätte ich gewußt, daß im Vaterlande so viel Liebe zu Hause ist, dann hätte ich mich ganz todtstießen lassen!“

Humoristisches

Ein Finanzgenie.

„Denken Sie, daß Ihr Schwieger-sohn es versteht, sein Geld zusammen-zuhalten?“ wurde der alte Steinreich gefragt.

„Der? Das ist ein Finanzgenie!“ entgegnete stolz der Alte. „Er veran-lasste meine Tochter, sich mit ihm in ihren Graduirungs-Kleibern trauen zu lassen und dann pumpte er mich um den Betrag an, den ihre Aussteuer gekostet haben würde, wenn er erst im Herbst geheirathet hätte!“

Guter Rath.

A.: „Was willst Du Deinen Sohn werden lassen?“

B.: „Ich weiß noch nicht recht, welchen Beruf er ergreifen soll. Jeden-falls aber möchte ich, daß er es einmal leichter hat als ich und schneller weiter kommt.“

A.: „Na, dann laß ihn doch Chaus-feur werden.“

Gemüthlich.

Ich saß in der Elektrischen, da stieg ein Betrüntener ein und trat mich ganz entsetzlich auf die Füße. Als der Schaffner hereinkam, sagte ich empört zu ihm: „Sagen Sie mal, Schaffner, erlauben Sie eigentlich, daß Betrün-tene mitfahren?“

Der Schaffner sah mich prüfend an: „Eigentlich darf's nicht sein, aber wenn Sie sich ganz ruhig verhalten, wird's feiner merken.“

Zu spät.

Er (bei einem ehelichen Zwist): „Du solltest aber doch einmal Ver-stand annehmen!“

Sie: „Jetzt?! Vor der Verheira-thung hätte ich's thun sollen.“

Widerlegt.

„50 Dollars — das ist ja ein Nie-sen-honorar für Ihre Behandlung, Herr Doktor!“

„Keineswegs — das haben Sie al-lein an der einfachen Diät gespart, die ich Ihnen verordnete!“

Auskunft.

„Nicht wahr, Herr Redakteur, die Manuscripte dürfen nur einseitig be-schrieben sein?“

„Am besten lassen Sie beide Seiten frei.“

Ganz etwas Anderes.

Vater: „Glaube mir, Peter, daß ich Dich hab' schlagen müssen, thut mir ebenso weh wie Dir!“

Kleiner Peter (schluchzend): „Aber man nicht an derselben Stelle!“

Unter Junggefellern.

Albert: „Ich verreise morgen auf vier Wochen, willst Du an der Bahn sein?“

Georg: „Ja, wann fährt denn der Zug?“

„Kurz nach sechs Uhr.“

„Nein, das ist mir zu spät; als vernünftiger Mensch geht man doch vor sechs Uhr schon zu Bett.“

Klage.

Hausfrau: „Ach, mit meinen Dienst-mädchen habe ich schon eine Noth: das eine macht nicht rein und das an-dere macht rein nichts!“

Ein moderner Räuber.

So? Geld haben Sie feins? Da geben Sie wenigstens die Haar- und die Zähn' her!“

Im Zweifel.

Verheiratheter (für sich): „Sie gähnt im-merzu! — Wenn ich jetzt nur wüßte: Langweil' ich sie, oder will sie ihre schönen Zähne zeigen?“

Merkt Du was?

Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann verbirgt.

Merke: Ist sogar noch besser. Nur in zwei Dingen darf die Frau nicht sparlam sein, in der Liebe und beim Del, wenn sie den Salat anmacht, sonst giebt's beim Mann ein saures Gesicht.

Unüberlegt.

Hausfrau: „... Mir thut es leid, daß Sie fortgehen, Rest! Werden Sie sich verbessern?“

Dienstmädchen: „O nein, gnädige Frau — ich werde heirathen!“

Deutsches Wort für Automobil.

U n g e z o g e n e r W a g e n .

Die Ballettente.

„Sie sind also ganz alleinlebend?“

„Ich stehe sogar meist auf einem Bein!“

Frot.

„Herr Direktor, Ihr Sohn ist ein reiner Taufensohn.“

Taxiruna.

Kellner: „Eine Flasche Biersteiner für Herrn Herzberg. Der will sich über den Verlust seiner Braut trösten!“

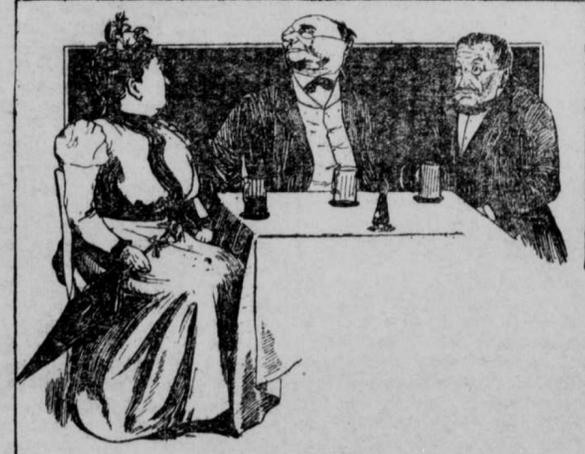
Wirth: „Hm, früher nahm er immer den theuren Johannisberger.“ ... Da scheint der Verlust diesmal nicht so groß gewesen zu sein!“



Professor: „Daß die Frauen hier so lange auf der Schweife liegen, sie sollten sich lieber um ihre Kinder kümmern!“ Wirth: „Die haben Alle keine!“ Professor: „Um so mehr sollten Sie das!“



Schon im zartesten Alter fühlte sich der kleine Max zur Kunst mächtig hingezogen.



Müller (der mit seinem Freund Schulz und dessen Frau in einer Kneipe sitzt): „Na, Schulz, wollen wir noch einen genehmigen?“ Schulz (mit einem Seitenblick auf seine Frau): „Wenn meine Frau es genehmigt.“